

***"Sex-Sklavin" und "Messer-Monster" -  
Wenn Medien über Gewalt berichten***

von

**Claudia Fischer**

Dokument aus der Internetdokumentation  
des Deutschen Präventionstages [www.praeventionstag.de](http://www.praeventionstag.de)  
Herausgegeben von Hans-Jürgen Kerner und Erich Marks im Auftrag der  
Deutschen Stiftung für Verbrechensverhütung und Straffälligenhilfe (DVS)

---

Zur Zitation:

Claudia Fischer: "Sex-Sklavin" und "Messer-Monster" - Wenn Medien über Gewalt berichten, in:  
Kerner, Hans-Jürgen u. Marks, Erich (Hrsg.), Internetdokumentation des Deutschen  
Präventionstages. Hannover 2011, [www.praeventionstag.de/Dokumentation.cms/1340](http://www.praeventionstag.de/Dokumentation.cms/1340)

## Vortrag

### „Sex-Sklavin und Messer-Monster – Wenn Medien über Gewalt berichten“

Von Claudia Fischer, Freie Journalistin, gehalten am 31. Mai 2011 beim 16. Deutschen Präventionstag in Oldenburg.

**Es gilt das gesprochene Wort!**

**Claudia Fischer** arbeitet als freie Journalistin und Medienpädagogin in Bielefeld. Seit 2001 recherchiert und berichtet sie über rituellen Missbrauch, extreme sadistische Gewalt und ihre Folgen, überwiegend im Auftrag des WDR-Studios Bielefeld mit Beiträgen in Radio, Fernsehen und Internet (teilweise unter Pseudonym). Aber sie veröffentlicht auch frei finanzierte Projekte, wie z.B. den Film „Ein Körper mit System“ über das Alltagsleben einer multiplen Persönlichkeit. Dass die Berichterstattung über belastende Themen und Gewalt auch für die Reporterinnen und Reporter gefährlich werden kann, hat sie seit 2005 im Blick, seit sie mit dem „Dart-Center“ in Kontakt kam, einer amerikanischen Stiftung, die sich mit Trauma und Journalismus beschäftigt. Zur Zeit arbeitet sie an einem Buch zu Gewaltberichterstattung. Den im Studium der Medienpädagogik und Soziologie an der Universität Bielefeld gelernten reflektierenden Ansatz hat sie auch als Journalistin und Akteurin im Medienzirkus nie vergessen.

Sehr geehrte Damen und Herren,

am 12. Januar 2009 verschwand die kleine Kardelen, ein türkisches Mädchen, acht Jahre alt, aus Paderborn. Als der Fall bekannt wurde, sahen sich die Eltern, das Stadtviertel, in dem Kardelen lebte und die Polizei Paderborn mit Dutzenden Kamerateams, Fotografen und Reportern konfrontiert. Der Medienauflauf war für die Nachbarn und speziell für die Eltern von Kardelen sehr belastend – aber es war der verzweifelte Versuch, Augenzeugen zu finden, die auf eine Spur zu Kardelen führen könnten. Die Öffentlichkeit sollte helfen.

Kardelen wurde nicht geholfen. Vier Tage nach ihrem Verschwinden fand man sie tot in einer Tannenschonung südlich der Staumauer des Möhnesees, knapp 70 km von

Paderborn entfernt. Kardelen war sexuell missbraucht und erwürgt worden. Vom Täter fehlte jede Spur. Eltern bekamen Angst, wollten ihre Kinder nicht mehr ohne Begleitung auf die Straße lassen. War das ausgelöst durch die „Panikmache der Medien“, wie schnell laut wurde? Was hätten die Medien tun sollen? Die Suche nach Kardelen totschweigen?

Als die Sorgen der Eltern bekannt wurden, ging auch hier die Polizei offensiv in die Öffentlichkeit – Als Präventionsmaßnahme. Mit dem Hinweis, dass Kinder nicht eingesperrt werden sollten, sondern mehr Selbstbewusstsein und Aufmerksamkeit vermittelt bekommen sollten. Z.B. mit Tipps, wie Kinder sich schützen können. „Wenn neben Euch ein Auto hält und ein Fahrer Euch anspricht, braucht ihr nicht weg zu laufen. Aber haltet 2 Meter Abstand vom Auto, damit niemand nach Euch greifen kann,“ lautete einer der Tipps. Die Polizei wollte die Öffentlichkeit beruhigen. Sie wollte das Signal geben „Wir haben das Problem erkannt, wir fahren vermehrt Streife, wir suchen intensiv nach dem Täter.“ Medien können Panik verbreiten, sicher, aber sie können auch beruhigen. Sie können das „subjektive Sicherheitsgefühl“, von dem so oft die Rede ist, auch erhöhen.

Auch nach Kardelens Mörder, der kurze Zeit später verdächtigt wurde, fahndete die Polizei mit Hilfe der Öffentlichkeit. Gefunden wurde er nach zäher Suche von seinem in Deutschland lebenden Schwiegervater in der Türkei. Kurz vor Weihnachten 2009 wurde er von einem türkischen Gericht zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt.

Die Berichterstattung über Gewalt und Verbrechen ist eine knifflige Sache. Ein Verbrechen - sei es Mord, Überfall, sexueller Missbrauch - ist ein schwerer Eingriff in die persönliche Unversehrtheit eines anderen Menschen. Und ist damit für diesen Menschen, das Opfer eines solchen Verbrechens, etwas sehr privates und intimes. Gleichzeitig ist es eine öffentliche Angelegenheit, denn die Gesellschaft hat die Aufgabe, ihre Mitglieder vor einem solchen Angriff zu schützen. Aus diesem Gedanken heraus gibt es Polizei, Gerichte, Gesetze und Gefängnisse. Darum hat, wann immer Verbrechen passieren, die Öffentlichkeit ein Recht darauf, das zu erfahren.

Die Kernfrage zum Thema Gewaltberichterstattung ist also nicht das „ob“, sondern das „wie“. Wie schafft man es, so zu berichten, dass Verbrechen-Opfer ihre Würde nicht verlieren und mutmaßliche Täter nicht vorverurteilt werden? Dass Berichte der Prävention dienen, und nicht der Panikmache? Das ist ein schmaler Grat, den ich Ihnen näher beschreiben will.

Verbrechen und Gewalt lösen starke Gefühle aus: Angst, Mitleid, Rache, Wut, Abscheu, Verzweiflung, Schmerzen, Panik. Nicht nur bei den direkt Betroffenen, sondern auch bei denen, die nur davon hören oder lesen. Und es gibt kaum eine spannendere Geschichte als das urtypische „Mord – Fahndung – Täter gefangen“-Räuber-und-Gendarm-Spiel. Warum sonst gibt es Millionen von typischen Mörder-Gesucht-Krimis auf dem Markt? Weil sie gelesen werden. Schlagzeilen bringen Auflage. Ein Mord als Aufmacher einer Sendung garantiert die Quote. „Sensationslust“ ist das böse Wort dafür. Nehmen wir die Wertung da raus, benennen es die Psychologen vielleicht auch einfach „Empathie“. Mitfühlen, was etwas anderes ist als Mitleid.

Um Menschen für ein Thema zu erreichen, nachhaltig zu erreichen, brauchen wir Geschichten zum Mitfühlen. Zahlen bleiben abstrakt, aber Emotionales prägt sich ein. Empathie, Mitfühlen, und sei es mit erfundenen Figuren, ist ein wichtiges Mittel, um zu lernen. Märchen, Fabeln, nicht zuletzt die Bibel arbeiten so. Die Verfasser nutzen unsere Fähigkeit, mitzufühlen, uns mit den Figuren zu identifizieren, um uns eine Botschaft zu übermitteln. Wenn wir Unrecht und Verbrechen ächten wollen, brauchen wir Geschichten, die uns mitfühlen lassen. Und Menschen, die Gewalt erlebt haben, haben sehr bewegende Geschichten zu erzählen. Schwierig ist dabei, dass sie durch eine Berichterstattung häufig wieder verletzt, erneut missbraucht, schwer enttäuscht oder entmündigt werden.

Das geschieht zum Beispiel schon durch die Schlagzeile selbst. „Sex-Sklavin und Messer-Monster“, habe ich meinen Vortrag genannt, denn genau so funktioniert's. Ein zusammengesetztes Wort wie z.B. „Sex-Sklavin“ reicht aus, um Ihnen eine ganze, lange, hochemotionale Geschichte zu erzählen. Vor unserem inneren Auge läuft eine ganze Kette von Assoziationen ab. Ich vermute Sie sehen Keller, Ketten, Gewalt, Sex natürlich, und eine klare, schwarz-weiß zu bewertende Täter-Opfer-Situation. Vielleicht sehen Sie auch mehrere Täter, wiederholte Vergewaltigungen, langes Leid, Schmerzen und die Hoffnung auf Befreiung und Genugtuung, indem die Täter gefasst und zur Verantwortung gezogen werden. Und natürlich die große Frage: Wie wurde sie befreit, dass sie heute ihre Geschichte erzählen kann? All das in nur zwei Worten, die sich auch so herrlich zischend ins Ohr schneiden. Ssexs-Ssklavin.

Ich bin auf dieses Wort gestoßen, als ich Terry Maria Balthasar kennen gelernt habe. Sie hat vergangenen Sommer ihre Lebensgeschichte veröffentlicht. „Im Schutz des Rudels“ heißt ihre Autobiografie. Sie schreibt, wie sie im Alter von drei bis 18 Jahren von ihrem Adoptivvater schwer misshandelt, geschlagen, gequält, sexuell missbraucht und an andere Männer verkauft worden ist. Und von unserer örtlichen Tageszeitung wurden diese 15 Jahre, so hat es Frau Balthasar zumindest empfunden, auf dieses eine Wort reduziert:

„Sex-Sklavin. ... Das ist nun definitiv etwas, was ich leider in meiner Vergangenheit erfahren habe. Und es ist von daher im Wortsinn schon richtig und nicht verfehlt. Dennoch ist es etwas, was meine Vergangenheit betrifft und was ich heute nicht mehr bin. ... Ein Stück weit bitter. Es macht einen wirklich bitter, weil man denkt, man wird als Betroffener nur vermarktet. Um die Einschaltquoten zu erhöhen, oder die Verkaufszahlen der Zeitschrift zu erhöhen.“

Ist das in diesem Fall wirklich so gewesen? Der Artikel über Frau Balthasar trug das Wort „Sex-Sklavin“ in der Unterzeile der Überschrift. Und diese Überschrift befand sich auf Seite vier des Lokalteils. Auflage schafft man nur mit den großen Überschriften auf der oberen Hälfte der ersten Seite, der Seite, die beim Bäcker auf dem Thresen oben liegt und somit eine Entscheidungshilfe ist. Warum also trotzdem so ein plakatives, verletzendes Wort?

Meine These: Weil Journalisten auch Menschen sind. Und unser Ventil ist die Sprache: Unser Schrecken kann sich gegebenenfalls auch in einer Überschrift ausdrücken, die über das Ziel hinaus schießt. Sexueller Missbrauch schockt auch uns, die wir sonst in Ratssitzungen über Bebauungspläne berichten oder über Koalitionsgespräche in Berlin. Sexueller Missbrauch kommt einem nah, gehört schon fast zum Alltag in der Berichterstattung, trotzdem aber wird der Schrecken jedes Mal greifbar, wenn wir Details aus einer Lebensgeschichte erfahren. Geradezu grotesk zeigt das die Geschichte, die Frau Balthasar mit der Bildzeitung erlebt hat. Der Zeitung, der wir doch normalerweise unterstellen, das Wort „Sex-Sklavin“ quasi erfunden zu haben.

„Die Bildzeitung ist auf mein Buch aufmerksam geworden und hat sich dann auf meiner Homepage informiert und hat dann angefragt, ob ich Interesse habe an einer Berichterstattung. Daraufhin habe ich gesagt, ich stelle Ihnen erst Mal das Buch vor, habe ihnen das Buch zugeschickt, habe ihnen auch noch einige Informationen dazu gegeben, dann dauerte es irgendwie zweieinhalb, drei Wochen, dann kam von der Bildzeitung die Antwort: „Nein, darüber können wir nicht berichten, denn das Thema ist für die Bildzeitung zu hart.“ Daraufhin habe ich dann geantwortet „Nun gut, aber >Frau vergewaltigt, missbraucht, zerstückelt und in Säure aufgelöst<, das geht auf einem Titelblatt der Bildzeitung durchaus? Ich habe daraufhin keine Antwort mehr erhalten.“

Was ist hier passiert? Ich vermute, dass das Schicksal dieser extremen Gewalt, die Frau Balthasar erlebt hat und die Intensität, in der sie das schildert, den Kollegen oder die Kollegin bei der Bildzeitung wirklich erreicht hat. Dass keine Distanz zum Thema mehr möglich war, in der man eine klassische reißerische Schlagzeile schreiben mag. Empathie war im Spiel, zu viel Empathie, das Maß war gekippt, eine klassische Berichterstattung mit journalistischer Distanz erschien plötzlich unmöglich. Oder in Terry Balthasars Worten:

„Wenn ich mir Medien anschau, bin ich anonym. Da kann ich mir diese Informationen durchaus holen. Sex-Sklavin, wurde missbraucht und wie schlimm und schrecklich das alles war. Wenn ich aber jetzt eine Person kenne, die betroffen ist, ziehe ich mich eigentlich wieder zurück, weil ich genau spüre, wie hilflos ich werde. Dass ich nämlich genauso hilflos werde wie das Opfer, weil ich machtlos bin gegenüber einem Täter, den ich evtl. nicht mehr belangen kann.“

Ein weiteres Beispiel: Natascha Kampusch, die mehr als 8 Jahre lang in Österreich in einem Keller gefangen gehalten wurde und sich 2006 spektakulär befreien konnte. Sie hat ebenfalls im vergangenen Sommer ihre Autobiografie „3096 Tage“ veröffentlicht. Ziemlich am Anfang beschreibt sie darin, dass sie sich schon im Alter von 10 Jahren intensiv für Berichte speziell über verschwundene, missbrauchte und getötete Kinder, interessiert hat. Sie macht eine lange Liste auf über medienpräsente Fälle solcher Kinder aus der zweiten Hälfte der Neunziger Jahre. Und als sie selbst im März 1998 von der Straße weggeschnappt wird, ist ihr erster Gedanke, wie sie schreibt (S. 46):

„Dass ich entführt worden war und dass ich vermutlich sterben würde, war mir in dem Augenblick bewusst, in dem sich die Wagentür hinter mir schloss. Vor meinen Augen flimmerten die Bilder vom Trauergottesdienst für Jennifer, die im Januar in einem Auto missbraucht und ermordet worden war, als sie versucht hatte, zu fliehen. Die Bilder vom Bangen der Eltern um die missbrauchte Carla, die bewusstlos in einem Teich gefunden worden war und eine Woche später starb.“

Und Natascha Kampusch wehrt sich in diesem Moment nicht gegen die Entführung, sondern sie ergibt sich in ihr Schicksal. Ihren Überlebenswillen findet sie erst Stunden oder Tage später wieder. Sie hat sich viel zu sehr mit Opfern, getöteten Opfern, identifiziert.

Als der Täter sie abends in ihrem Kellergefängnis fragt, was sie braucht, sagt sie

„Eine Haarbürste, eine Zahnbürste, Zahnpasta und einen Zahnputzbecher. Ein Joghurtbecher genügt auch.“

Sie nimmt sich zurück, passt sich an, ergibt sich in ihr Schicksal, wie es ihr in vielen Berichten, die sie in diesem Alter schon gesehen und gelesen hat, vorgezeichnet wurde. Die Hoffnungslosigkeit, „Ich komme hier nie wieder raus“, gehört fest zu ihrem Selbstbild, läuft wie schon Dutzende Male im Fernsehen gesehen in einem inneren Film in ihr ab.

Mit der Berichterstattung über Gewalt zeichnen wir häufig ein Bild von Opfern, die sich nicht wehren konnten und für die es schlecht ausgeht. Wir wollen damit aufrütteln, bewegen, motivieren, etwas gegen diese Verbrechen zu tun. Und gleichzeitig konstruieren wir eine Welt, in der am Ende steht: „Es ist aussichtslos. Die Täter sind so brutal und skrupellos, so entmenschlicht, dass es kein Entrinnen gibt, wenn man ihnen erst mal in die Hände gefallen ist.“ Aus Kampuschs Buch habe ich gelernt: Das lähmt, das macht mutlos, das entmündigt.

Das will ich nicht! Aber gibt es eine Alternative?

Nun, zuerst einmal ist da die Sprache. Darüber sind viele dicke Bücher geschrieben worden, ich nehme nur mal ein Beispiel heraus, ein Wort, das ich selbst in diesem Vortrag bis jetzt schon mehrfach verwendet habe: Opfer. Frauenverbände ringen seit Jahrzehnten um bessere Formulierungen. „Menschen, die Gewalt erlebt haben“, ist zwar sachlich und sensibel, bleibt aber ein abstraktes Wort-Ungetüm. „Sex-Sklavin“, wenn auch indiskutabel, macht aber Kino im Kopf und erreicht unser Gefühl, das ist wohl unbestritten. „Betroffene“ klingt mitleidig, Und „Opfer“ schreibt die Hilflosigkeit auf ewig fest. Terry Balthasar sagte mir dazu:

„Opfer ist auch wieder so etwas, was einen unfähig macht, zu handeln. Es bringt einen eigentlich in die Situation, dass andere für einen selbst handeln. Und das ist etwas, was ich für mich auch ablehne. ...Diese Begrifflichkeit „Opfer“. Die hat sicherlich gestimmt in der Zeit, als ich zwischen 3 Jahre und 18 Jahre alt war, aber dann kommt einfach der Punkt, an dem ich Verantwortung übernehme für das, was ich bin wie ich geworden bin. Und ich glaube, das ist der wichtigste Schritt im Menschsein.“

Sich selbst beschreibt Frau Balthasar so:

„Ich habe eine lange Erfahrung des Missbrauchs hinter mir, bin einen langen Heilungsweg gegangen, und bin heute in der Lage, zu leben.“

Eben noch hatten wir das Bild der Sex-Sklavin, angekettet und hilflos ausgeliefert. Und jetzt das.

„Ich habe eine lange Erfahrung des Missbrauchs hinter mir, bin einen langen Heilungsweg gegangen, und bin heute in der Lage, zu leben.“

Mir hat diese Aussage den Kopf verdreht. Niemand ist ein ewiges Opfer. Terry Balthasars Leben ging weiter, sie ist inzwischen Mitte vierzig und hat den Täter, der ihr das angetan hat, seit 25 Jahren nicht mehr gesehen. Was wiegt mehr in dem Bild, das wir uns von ihr machen, die 15 Jahre des Missbrauchs, oder ihr fast doppelt so langer, sehr erfolgreicher Heilungsprozess danach? Was ist das, worüber berichtet wird?

Zum Zeitpunkt des Verbrechens, wie bei Kardelen, oder bei einer Autobiografie wie der von Frau Balthasar oder von Frau Kampusch ist es eindeutig: Wir interessieren uns für den leidvollen Teil des Lebens, die Opfer-Geschichte. Auch wenn das Konsequenzen hat, wie ich sie oben beschrieben habe.

Das ist das Dilemma der Berichterstattung über sexuelle Gewalt: Ein Leben ist immer mehr als das, worüber ein Artikel, ein Radiobeitrag, ein Fernsehfilm informieren können. Die Aufgabe von Journalistinnen und Journalisten ist es, sich auf einen relevanten roten Faden in einer Geschichte zu konzentrieren. Sie sollen ihre Leser oder Zuschauerinnen führen, eine Erkenntnis oder einen Sachverhalt sauber herausarbeiten, Fakten gegenchecken und kritisch beleuchten. Und in der Berichterstattung über Gewalt reden wir über die Gewalt. Vieles andere, das absolut meiste aus dem Leben der „Opfer“ fällt dabei weg. Die Reduktion auf den roten Faden ist wichtig, die Reduktion auf ein plakatives Wort lässt mitfühlen, schreibt aber den Opfer-Status fest. Für das Dilemma um dieses Wort

„Opfer“ kenne ich noch keine Lösung. Aber Sprache ist ja in Bewegung, vielleicht gibt es irgendwann bessere Worte dafür. Momentan liegt mir das Wort „Betroffene“ noch am nächsten, obwohl es eher mitleidig als wertschätzend klingt.

An anderen Stellschrauben in der Berichterstattung können wir drehen, auch wenn sich diese Erkenntnis erst ganz langsam durchsetzt. Zum Beispiel lässt sich an den Interviews mit Opfern von Gewalt arbeiten. Grobe Fehler werden immer häufiger und deutlicher analysiert und bekannt gemacht. Sie lassen sich häufig leicht ändern und sehr viel besser machen.

Wenn wir Journalistinnen und Journalisten Verbrechenopfer befragen, erwarten wir, dass sie uns an ihrem Innenleben teilhaben lassen. Dass sie von Verletzungen und Schamgefühlen erzählen, dass sie sich an Grausamkeiten und Schmerzen erinnern und für uns zumindest Teile ihres Innersten nach außen kehren. Es ist einfach so: Journalisten und auch die Leser- oder Zuschauerinnen und Zuschauer haben Fragen. Fragen nach Dingen, die wir selbst nie beantworten wollen würden.

Das, was wir dann lesen und zu hören bekommen ist peinlich - für die Interviewten und oft auch für uns Interviewerinnen, und trotzdem oder gerade deshalb starren wir wie Kaninchen auf die Schlange immer wieder auf das Schreckliche, was die Betroffenen erlebt haben und fragen nach Taten und Details. Es ist meiner Meinung nach zu kurz gedacht, da immer nur von Voyeurismus bei den Journalistinnen und Journalisten auszugehen oder von Quotendruck und Auflagensteigerung. Meine Erfahrung in Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen ist: Sowas ist häufig motiviert durch Hilflosigkeit und den intensiven Wunsch, mitfühlen und dadurch lindern zu wollen. Dabei machen intime Fragen es nur noch schlimmer. Es ist anstrengend, ungewohnt und erfordert ein Umdenken, sich von diesem Sog zu lösen und gegenzusteuern.

Die Amerikanische Dart-Stiftung widmet sich dem Thema Trauma und Journalismus, inzwischen auch mit Ablegern in Europa, einem Büro in London und einer speziellen Koordinatorin in Köln für den deutschsprachigen Raum. Beim Dartcenter habe ich in diversen Seminaren gelernt, dass falsche Fragen nicht nur unhöflich, verletzend, tabulos oder unverschämt und missachtend sein können, sondern dass wir damit Menschen psychisch und körperlich schwer verletzen können. Der Begriff dafür ist Retraumatisierung.

Wenn wir unser Gegenüber immer wieder in eine belastende Situation zurückschicken, immer wieder fragen „Wie war das denn damals?“, womöglich sogar „Wie haben Sie sich gefühlt dabei?“, zwingen wir sie dazu, eine Situation wiederholt und wiederholt zu erleben. Über Opferschutzmaßnahmen vor Gericht, über Versuche, die Belastungen in einem Verfahren durch wiederholte Verhöre möglichst gering zu halten, wird viel diskutiert. Journalisten machen sich selten Gedanken darüber, dass sie in Interviews genau das gleiche tun. Nach bisherigen Erkenntnissen der Dart-Stiftung (Mai 2011) ist „What happened?“, also die ganz offene Frage „Was ist passiert?“ noch die beste, freieste, unaufdringlichste und unschädlichste Frage, die wir stellen können.

Mehr noch: Gerade für Fotografen und Fernsehjournalisten ist es naheliegend, jemanden zu bitten, sich für das Interview an den Ort eines Verbrechens zu begeben. Therapeuten nennen das „Konfrontationstherapie“ und besuchen teure Fortbildungen dafür, Medienvertreter suchen häufig gedankenlos einfach nach einer passenden Kulisse, ohne an die Folgen und Belastungen für die Betroffenen zu denken. An all diesen Punkten setzt das Dartcenter mit seinen Seminaren an.

„Ich habe eine lange Erfahrung des Missbrauchs hinter mir, bin einen langen Heilungsweg gegangen, und bin heute in der Lage, zu leben.“

Wenn ich Geschichten erzählen will, die Mut machen gegen Gewalt, die Menschen motivieren sollen, hinzuschauen und sich und andere zu schützen, dann muss ich Stärken betonen. „Was hat Ihnen geholfen, die Situation zu überstehen?“ Ich muss mein Gegenüber gut und respektvoll behandeln, mich sorgfältig auf die Geschichte vorbereiten, die Möglichkeit zu Stoppsignalen einräumen und dem Menschen die Möglichkeit geben, die Kontrolle über die sehr ungewohnte Interview-Situation zu behalten. Ich muss Zeit mitbringen und einen guten Zeitpunkt wählen – gut für mein Gegenüber, nicht für meinen Sendetermin. Nur dann bekomme ich auch ein gutes Interview.

Aber wir stehen erst am Anfang dieser Entwicklung in Deutschland. Noch sind sensible Interviews in der Journalistenausbildung nicht verankert. Wir lernen, Interviews straff zu führen, ausweichende Antworten nicht zuzulassen und Politiker auf den Punkt zu bringen. Wir lernen bohren, nachhaken, eingrenzen, zuspitzen. Und all das ist bei von Gewalt betroffenen, traumatisierten Menschen genau falsch.

Opfer von Gewalt haben während der Tat die Kontrolle über Ihr Selbst verloren. Sie sind entmündigt, gedemütigt und hilflos gemacht worden. Darum sollten Berichte, egal für welches Medium, wertschätzend, kooperativ und sachlich gemacht werden. Erinnern Sie sich an Natascha Kampuschs erstes großes Fernsehinterview? Die Bedingungen dafür waren sehr ungewöhnlich: Sie hatte viel Zeit in der Kulisse vorab. Sie konnte mit der Studiosituation warm werden. Sie hatte Menschen ausgesucht, die um sie herum im Dunkeln saßen, denen sie aber in die Augen gucken konnte. Sie hatte einen Teil der Regie über das, was passiert. Unter Journalisten war das sehr umstritten. Hier herrscht die irriige Annahme, dass man einen gewissen Überraschungseffekt erhalten muss, damit ein Mensch sich öffnet. Bei traumatisierten Menschen ist das völliger Quatsch, da zählen Ruhe und Vertrauen in eine Situation.

Und nach einem Interview- oder Dreh-Termin mit mir geht es für einen von Gewalt betroffenen Menschen erst richtig los: Reue, Zweifel, Angst davor, von Tätern bestraft zu werden, weil sie das Geheimnis verraten haben. Terry Balthasar zum Zeitpunkt, als ihr Buch auf den Markt kam:

„Das war so ein Augenblick, wo noch einmal ganz alte Ängste hochkamen, dass ich gedacht habe, jetzt muss ich mich verstecken, ich muss nochmal umziehen, meine Adresse nochmal ändern. Es war die Angst vor dem Täter, die nochmal hoch kam. Diese kindlichen Ängste „Er kommt und nimmt mich mit“. Das hört sich als 45jährige erwachsene Frau fast lächerlich an. Aber es sind einfach diese Todesängste, die da noch mal hochspülen.“

Die intime, persönliche Geschichte ist plötzlich öffentlich, in die Welt entlassen, und sie ist in meinen Händen, nicht mehr in ihrer. Und selbst ich habe nicht die volle Kontrolle über das, was erscheint, über die Musik nach meinem Radiobeitrag, über die Dessous-Anzeige neben meinem Bericht über das Frauenhaus. Einmal abgegeben, lassen sich viele unglückliche Umstände nicht mehr kontrollieren und steuern.

Aber auch hier kann ich etwas tun, um den Kontrollverlust für meine Interviewpartner zu lindern. Anders als bei Pressesprechern, deren Job es ist, die Öffentlichkeit zu informieren, sehe ich es bei Berichterstattung über Gewalt als meine Aufgabe an, Kontakt zu halten. Die journalistische Art der „Nachsorge“ ist, zum Beispiel den Sendetermin mitzuteilen, mögliche Wiederholungen, Reaktionen auf das Gedruckte weiter zu geben. Das sind für Betroffene sehr wichtige Informationen für ihr Leben und ihr Auftreten in ihrem Umfeld. Denn durch jede Wiederholung meiner Berichte, entsteht das Bild, das

beschriebene Verbrechen sei erst gestern gewesen. Für die Betroffenen selbst und auch für ihr Umfeld.

Betroffene von Gewaltverbrechen brauchen immer wieder, häufig über einen Zeitraum von Wochen oder Monaten das Gefühl, noch ernst genommen und nicht von mir zu den Akten gelegt zu werden. Für mich als Journalistin heißt das: Ich kann einen solchen Job nicht so schnell als erledigt betrachten. Es kostet Zeit, Energie, meist private Zeit, den Kontakt zu halten. Es ist eine Gratwanderung zwischen Professionalität und Privatem, ein ständiges Ausloten von Nähe und Distanz, was viel Klarheit erfordert und erarbeitet werden muss. Und was viele Kollegen im Tagesgeschäft nicht bereit sind, zu leisten. Für einen Polizeireporter, der quasi jeden Tag mit Verbrechensoptionen zu tun hat, wäre das auch gar nicht möglich. Ich persönlich leiste mir den Luxus, die Anzahl meiner Berichte mit oder über von Gewalt betroffenen Menschen zu steuern und notfalls abzulehnen, wenn es mir zu viel wird. Was für viele, die sich an mich wenden, auch nicht leicht zu verstehen ist.

Denn Journalistinnen und Journalisten müssen auch sehr gut auf sich selbst aufpassen, wenn sie über Gewalt berichten. Die Traumaforschung spricht von „sekundärer Traumatisierung“, die jemand erleiden kann, der sich intensiv auf Schilderungen großer Gewalt einlässt. Ich übernehme dann unter Umständen die Symptome des Opfers: Hilflosigkeit, Schlaflosigkeit, innere Filme, obwohl ich gar nicht dabei war, Depressionen oder Schreckhaftigkeit. Mein eher heiles Weltbild wird durch Schilderungen von Gewalt unter Umständen erheblich erschüttert und ich muss es mühsam wieder zusammen setzen.

Das kann mir passieren, das kann aber auch meinen Zuschauern, Leserinnen oder den Menschen am Radio passieren, wenn meine Berichte unsensibel gemacht sind. Das Dartcenter für Journalismus und Trauma hält dafür viele hilfreiche Texte, Seminare und Hinweise auf der Homepage ([www.dartcentre.org](http://www.dartcentre.org) und [www.dartcentre.org/german](http://www.dartcentre.org/german)), bereit.

Die öffentliche, gesellschaftliche Anerkennung, dass ein Unrecht geschehen ist, ist unter Therapeuten längst ein anerkannter Aspekt von Heilung. Manche Menschen, die Gewalt erlebt haben, erstatten nur deshalb Anzeige vor Gericht. Nicht, weil sie viel Hoffnung haben, dass die Täter nachhaltig verurteilt werden. Sondern sie erstatteten Anzeige aus der Motivation heraus, dass der Staat und seine Organe wissen und offiziell, öffentlich anerkennen sollen, dass ihnen ein Unrecht widerfahren ist. Medienberichterstattung kann auch hier einen wichtigen Beitrag leisten, wenn sie verantwortungsvoll gemacht wird.

Journalisten haben eine große Verantwortung. Für sich, ihr Team, ihre Interviewpartnerinnen und –partner, für das Publikum. Und sie haben eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe: Dass nicht geschwiegen wird bei Unrecht und Gewalt.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Quellenangaben:

- Buch „Im Schutz des Rudels -“, Terry Maria Balthasar, Hierophant-Verlag 2010. Entwicklungsgeschichte einer dissoziativen Persönlichkeit und ihr Heilungsweg. <http://terry-balthasar.de/>
- Buch „3096 Tage“, Natascha Kampuschs Autobiografie, List-Verlag 2010
- DVD „Ein Körper mit System“ von Claudia Fischer und Maren Müller, Oldenburg 2005, 24 Minuten, erhältlich unter [www.nickis-filme.de](http://www.nickis-filme.de). Fünf Innenpersonen des multiplen Systems „Nicki und die Bärenbande“ erzählen aus ihrem Alltag.
- Journalistinnen und Journalisten finden viele hilfreiche Materialien auf der Webseite des Dartcenters, [www.dartcentre.org/german](http://www.dartcentre.org/german)